

Ewald. Der Junge ist doch noch viel zu jung, um sich über so was Gedanken zu machen. In Wirklichkeit willst du dem Mädels doch nur selbst an die Wäsche. Dein gestörter Realitätssinn macht dich zu einem geifernden Idioten. Du machst dich lächerlich – und mich dazu!«

Meinem Vater war leider die eheliche Treue abhandengekommen. Eine Entwicklung, die meiner Mutter nicht verborgen geblieben war. Wahrscheinlich war es also sein schlechtes Gewissen, das ihn losbrüllen ließ: »*Deine Unterstellungen sind unerträglich. Du manipulierst, wo du nur kannst!*« Er holte tief Luft, vermutlich, um seine Tirade noch lauter und aggressiver fortzusetzen.

Ich grätschte gerade noch rechtzeitig dazwischen: »*Weiß einer von euch zufällig, wie spät es ist?*« Das entspannte die Lage jedoch nicht.

»*Für mich zu spät!*«, zischte meine Mutter, nur um beim Aufstehen noch eben schwungvoll ihre Tasse vom Tisch zu fegen.

Ich schüttelte den Kopf und brummte: »*Scherben bringen Glück!*«

Iris, meine blöde, drei Jahre jüngere Schwester glaubte noch nicht an das Glück der Scherben. Sie lief weinend hinter meiner Mutter her – während ich mich möglichst unauffällig aus dem Staub machte.

Die bisher beschriebenen Vorkommnisse dienen einzig dem Zweck, Zusammenhänge erkennbar zu machen. Um nachvollziehen zu können, warum ich mich im darauffolgenden Jahr einer Art Dreifrontenkrieg ausgesetzt sah. Da waren zum einen die Scharmützel im Freundes- und Bekanntenkreis. Die finale Schlacht, nach aufreibenden Monaten, schlug ich stellvertretend mit Fräulein Czernatzke. So nannten wir Claus Komischke, nach einer Figur aus irgendeinem Klassiker. Er hatte ein etwas weibisches Wesen und schnatterte wie ein Entenstall beim Besuch des Fuchses. Alle Sticheleien, Sprüche und Witzchen von allen auf meine Kosten galten der Körpergröße der Langen Stillen. Als Czernatzke zum Angriff überging, befanden wir uns gerade im Umkleideraum nach dem Schulsport. Allein. Wir hatten wohl rumgebummelt, folgten jedenfalls nicht dem Herdentrieb, denn die letzte Stunde war vorbei und man hätte hinaus ins freie Leben gleiten können. Ich fummelte an meiner Socke herum und versuchte sie so zu drehen, dass man ein Loch im Bereich des großen Zehs nicht sehen konnte. Breit grinsend schoss Czernatzke seine Granate auf mich ab, so viel bekam ich sogar in gebückter Haltung mit. »*Willst du eigentlich noch*

wachsen oder hast du schon eine Trittleiter, um deine neue Flamme zu küssen?«

Wozu schaut man sich Cowboy- oder Boxerfilme an? Um Vorbilder zu finden und sich ihre Taten zu eigen zu machen. Innerhalb von zwei Sekunden wurde ich zu Old Shatterhand. Oder Rocky. Oder Bud Spencer. High Noon war zwar vorbei – es muss kurz vor zwei gewesen sein –, aber meine Faust schlug trotzdem erbarmungslos zu. Ich donnerte dem Fräulein dermaßen eine rein, dass er stumpf umfiel, wobei er sich auf dem Weg nach unten auch noch einen Schlag von der Holzbank einfing. Er blieb benommen liegen, war aber voll am Leben, das konnte man dem Geröchel entnehmen. Leicht nervös raffte ich im Eiltempo meine Sachen zusammen, rannte hinaus und traf im Flur vor der Turnhalle auf den Hausmeister. »In der Umkleide liegt einer, der fühlt sich nicht wohl. Wollen Sie mal nachschauen?« Das war doch nun alles andere als unterlassene Hilfeleistung. Im Gegenteil, ich finde sogar: Das war Erste Hilfe.

Czernatzke begab sich in den nächsten Tagen auf eine Art Friedensmission. Er schilderte meine Schlagkraft mit höchster Übertreibung und sorgte so dafür, dass mich niemand mehr auf Karin ansprach. Die Neckerei war vorbei. Sogar der halb legale Name »Die Lange Stille« blieb nun unerwähnt. Man fragte mich höchstens nach meiner Freundin, und mit der Zeit gewöhnten sich alle an »Karin«.

Die jedoch blieb leider immer drei bis fünf Zentimeter größer – Quatsch, länger – als ich, was natürlich nicht leicht wegzustecken war. Wenn wir Händchen haltend durch die Fußgängerzone schlenderten, um beim Spiel von Sehen-und-Gesehen-Werden mitzumachen, gab sie sich allerdings große Mühe, kleiner zu erscheinen. Fast hätte man sie statt die Lange Stille auch die Bucklige nennen können. Im Gegenzug tat auch ich viel für meine Haltung und ging so aufrecht wie möglich. Seitdem achte ich beim Schuhkauf immer auf möglichst hohe Absätze.

Die zweite Front, an der mir die Geschosse um die Ohren flogen, war mein Elternhaus. Präziser wäre es wohl, wenn ich mich als »zwischen die Fronten geraten« bezeichnen würde. Meine Eltern hatten den seit Langem schwelenden Konflikt zu einer offenen Konfrontation ausgebaut. Sie befanden sich im Kriegszustand, und wir Kinder mussten uns entscheiden, ob wir Freund oder Feind sein wollten. Je nachdem, mit wem man es gerade zu tun hatte, musste

man schnell eine andere Fahne hissen. War ich mit meinem Vater allein, bestätigte ich ihm, dass seine Frau eine keifende Furie sein konnte, fernab jeglicher Logik. Schüttete mir meine Mutter ihr Herz aus, konnte ich ihr nur zustimmen, dass ihr Mann ein unzuverlässiger Hallodri sei. Diese Kriegslist wäre aufgegangen, hätte meine Schwester denn mitgespielt. Sie schlug sich jedoch recht schnell einzig auf die weibliche Seite und gab dort zum Besten, wie ich mich hinter Mutters Rücken über sie geäußert hatte.

Es kam, wie es kommen musste. Die Kriegsparteien verließen in entgegengesetzten Richtungen das Schlachtfeld und nahmen jeweils ein Kind als Beute mit. Ich blieb mit meinem Vater in der alten Wohnung, während Iris und meine Mutter zu Omi Lehne zogen, der Mutter meiner Mutter. Dort wäre ich auch lieber hin, da Omi Lehne ein schönes, geräumiges Haus mit einem verwunschenen Garten voller Obstbäume besaß sowie ein allzeit spendables Portemonnaie. »Hier Jung, hast 'n Schein« war ihre Standardformel bei jeder Verabschiedung.

Es gab aber auch Vorteile unserer Aufteilung. Mein Vater hatte keinen sonderlich ausgeprägten Ordnungssinn und nervte deshalb nicht rum, wenn es mal wieder »Wie sieht es denn hier aus?« bei uns aussah. Seine Ansprüche waren bescheidener Natur. War Landleberwurst und Bier im Kühlschrank, Nescafé Gold im Regal und Pumpnickel im Brotkasten, dann waren seine Bedürfnisse befriedigt. Um meine eigenen lukullischen Wünsche erfüllen zu können, legte er mir wöchentlich einen Zwanziger auf den Tisch. Geld, das ich gut gebrauchen konnte. Zusammen mit meinem Taschengeld wanderte es meist in den Plattenladen meines Vertrauens oder ins Park-Café. Trotzdem war ich zu jener Zeit ausgewogen ernährt und körperlich ohne jede Mangelerscheinung.

Damit komme ich zu Familie Mohrmann und ihrer Tochter Karin, der dritten und kompliziertesten Front. Sie war geprägt von sehr unterschiedlichen Abschnitten. Oder Schlachten. Sehr siegreichen, besser: entspannten (Karin). Und sehr strapaziösen, bei denen man ständig auf der Hut sein musste (ihre Mutter).

Anhand einer Szene lassen sich die Verhältnisse bei den Mohrmanns vielleicht am besten beschreiben. Circa drei oder vier Wochen nach dem Abtanzball überbrachte mir Karin die Einladung ihrer Eltern zu einem sonntäglichen

Kaffeekränzchen. Im Kreis der gesamten Familie. Spätestens am Samstagabend vor meinem dortigen Auftritt erfasste mich eine ungemütliche Unruhe. Ich überlegte, wie ich rüberkommen wollte, ging die Möglichkeiten des äußeren Eindrucks auf Basis meines Kleiderschranks durch und bereitete Anti-Glatteis-Themen vor, auf die ich, in Not geraten, das Gespräch lenken konnte. Gerade noch rechtzeitig, also etwa eine halbe Stunde vorher, fiel mir ein Satz aus dem Mund meiner Mutter ein. Könnte aber auch der Volksmund gewesen sein: »*Man kommt nicht mit leeren Händen.*« Aber wo treibt man sonntags gegen halb drei einen Blumenstrauß auf? Und vor allem einen, der nichts kostet. Zusammenklauen ging nicht, es war Mitte Dezember. Aber leihen ging. Ich hetzte also mit dem Fahrrad zu Omi Lehne und redete nicht lange um den heißen Brei herum. Endergebnis: Sie lieh mir einen Strauß, den sie ohnehin am nächsten Tag hätte wegschmeißen müssen. Ich rupfte die überalterten Stängel heraus und arrangierte die übrigen Nelken, die noch über einen Rest Stehvermögen verfügten, zu einem einigermaßen ansehnlichen Bündel. Es kam ja sowieso mehr auf die Geste an.

Kaum hatte ich geklingelt, öffnete Karin lächelnd die Haustür und zischte mir zu: »*Küssen später!*« Direkt hinter ihr stand – empfangsbereit für die Nelken – Frau Mohrmann. Ich erinnerte mich sofort an ihren speckigen Rücken, den ich beim Elterntanz mehr als erwünscht zu spüren bekommen hatte. Meine Finger mussten sich geradezu in das Fettgewebe hineinkrallen, da mir die Dame ansonsten bei den Drehungen entglitten wäre.

Der Flur der Mohrmanns ähnelte eher einer Empfangshalle, jedenfalls war er viermal so groß wie unserer. Auffällig war ein ausladender Ölschinken an der Wand. Ich blieb davor stehen und hörte Frau Mohrmann sagen: »*Ein echter Radziwill!*« Es war nichts Abstraktes, aber dennoch ziemlich konfus. Irgendwie Dalí für Arme. Ich zählte still bis fünf, dann lobte ich den aufwendigen Rahmen des Bildes. Das war keine Show. Der gefiel mir wirklich. Die Endlosserie der Fettnäpfchen, die ich bei Frau Mohrmann zielsicher ansteuerte, begann in diesem Moment. Und ich würde lügen, wenn ich behaupten würde, die äußerlich zur Schau gestellte Lässigkeit wäre ein Spiegelbild meines Innenlebens gewesen.

Zum Glück erschien in diesem Augenblick Karins älterer Bruder und lockerte die Stimmung auf. Er kam die Treppe herunter gehüpft, ging direkt auf mich zu und sagte: »*Hi, ich bin Peter. Kann dir leider nicht beistehen. Hab so 'nen*

*ähnlichen Job wie du zu erledigen. Muss zu den Eltern meiner Freundin. Lass dich von den Zombies hier nur nicht einschüchtern!*« Er schlug mir freundschaftlich auf die Schulter, zeigte seiner Schwester kurz einen hochgestreckten Daumen, und weg war er.

Karin nahm meinen Arm und sagte: *»Komm rein. Mein Vater ist im Wohnzimmer, und erschrick nicht, mein Opa ist auch da. Aber der bekommt nicht mehr viel mit.«*

Mutter Mohrmann krächte von hinten: *»Guten Tag sagen sollte dein Galan dem Opa aber schon – und zwar ordentlich.«*

Als ich ins Wohnzimmer trat, erhob sich Dr. Mohrmann aus seinem Sessel, legte die Süddeutsche auf den Boden, kam mir entgegen und zeigte ein unverdächtig freundliches Gesicht. Diese entspannenden Sekunden brachten mich dazu, ihn mit einem formvollendeten Diener zu begrüßen. War nicht geplant. Reine Intuition.

Dann war der Opa dran. Er saß schon an der Kaffeetafel, ohne dem Geschehen um ihn herum sonderlich große Aufmerksamkeit zu schenken. Ich marschierte auf ihn zu, reichte ihm die Hand und sagte: *»Guten Tag, Herr Mohrmann!«* Laut und zackig, also so, wie es sich zur damaligen Zeit gehörte. Womit ich in Fettnapf Nummer zwei gelandet war, denn es war der Vater von Karins Mutter.

Meine Anrede holte ihn aus seiner halb dementen Schläfrigkeit. Lautstark empörte er sich: *»Von Metjendorf, wenn ich bitten darf. Hans-Joseph von Metjendorf. Mit Bindestrich. Und nicht der niedere Josef mit f, sondern der gebildete mit ph. Merken Sie sich das, mein Herr!«* Eine Ansage wie vom Band, und ebenso wie eine solche versiegte seine Aktivität mit dem Ende der Aufnahme.

Bei Tisch, nachdem die Kaffee-oder-Tee-Frage geklärt war und ich meinen Stuhl das zehnte Mal zurechtgerückt hatte, nachdem die Kirsch-Sahne-Schnittchen verteilt waren und harmlose Plaudereien begonnen hatten, störte Frau Mohrmann die sich leise entwickelnde Harmonie: *»Was lesen Sie denn so für Bücher, junger Mann?«* Auf diese unnötige Frage war ich von Karin vorbereitet und, mangels passender eigener, mit Antworten ausgestattet worden. Wir hatten viel gelacht, als Karin mich bei der Generalprobe im Park-Café ausfragte und ich die paar Titel und Inhaltsangaben aus mir herausquetschte.